Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Der ungeleerte Becher [Fortsetzung]
Autor: Burg, Anna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575936

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der ungeleerte Becher.

Novelle von **Anna Burg**, Aarburg.

(Fortsetzung). Nachdruck verboten.

Hans Albrecht ertappte sich darauf, daß er die liebliche Frau eine ganze Minute ohne zu sprechen angestarrt, und plötzlich nervös den Schnurrbart wirbelnd, wiederholte er ihre letzten Worte:

„Also . . . plaudern wir!"

Sie lachte leise und schritt den Wänden entlang, in denen rundum Bücherschränke eingelassen waren. Sie deutete auf die Reihen der schön geordneten Werke und sagte spöttisch:

„Da stehen wir nun inmitten von soviel Geist und finden kein armes kleines Gesprächsthema!"

„Ich glaube, wir sind eingeschüchtert durch die Gegenwart sovieler großer Geister. Lassen Sie uns hinüber zum Büffett gehen und auf unsere neu angeknüpfte Bekanntschaft eine fromme Tasse Tee trinken!"

Bald fanden sie sich zusammen an einem zierlichen Tischchen, japanische Tassen vor sich, und Senta knusperte mit Behagen süßes Gebäck.

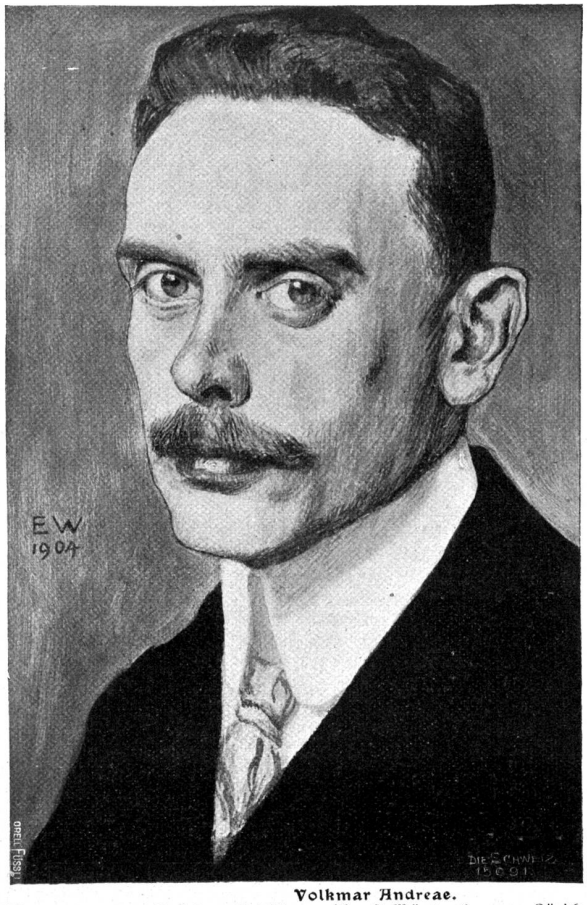
Und nun waren sie auch schon mitten drin im leichten Geplauder, das vom Hundertsten ins Tausendste geht, das den Geist so angenehm ablenkt von den großen beängstigenden Fragen des Lebens.

Senta fühlte sich wohl, wie lange nicht mehr.

Trotzdem sie nur Nichtiges mit Hans Albrecht sprach, war ihr's doch, als hätte sie einen Freund gefunden, einen Geistesverwandten, mit dem sie eines Tages ganz anders sprechen würde als heute. Seine blauen Augen, die dadurch, daß sie so strahlend waren, an Kinderaugen erinnerten, blickten sie so zärtlich an, mit einer Zärtlichkeit, die nicht verletzte, die sie vielmehr lind und schmeichelnd umfing. Und wenn er lachte, schaute sie mit unverhohlener Bewunderung auf seinen Mund, der auffallend schön geformt und voll prachtvoller Zähne war.

„Das hätt' ich nicht hoffen dürfen," sagte er, „daß mich das Schicksal wieder so hübsch mit Ihnen zusammenführen würde!"

„Ja, das war recht artig vom Schicksal!" meinte sie mit freundlichem Lächeln.



Volkmar Andreae.
Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.

Fritz Niggli. Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.

„Aber . . . wird es mir auch späterhin das Vergnügen wieder gönnen?"

Er fragte es fast zögernd, als fürchte er, sie wieder kühl und zurückhaltend werden zu sehen.

Aber sie blieb ganz unbefangen.

„Warum nicht? Ich gehe öfters hieher . . . Und dann, besuchen Sie mich mal, das würde mich freuen!"

Er verneigte sich.

„Sehr liebenswürdig! Das ist mehr, als ich hoffen durfte. Ich weiß die Ehre, die Sie mir erweisen, auch zu würdigen."

Ganz ernsthaft sah er sie dabei an. Sie überlegte, ob diese Einladung vielleicht etwas allzu frei gewesen sei. Aber er kam ihr so sehr als ein längst Bekannter vor, daß es ihr ganz natürlich erschien, ihn bei sich zu empfangen.

In diesem Augenblick näherte sich die Hausfrau dem Tischchen, wo die beiden saßen. Sie entschuldigte sich mit einem Schwall von liebenswürdigen Worten, daß sie noch nicht dazu gekommen, sich über die Anwesenheit Sentas und Herrn Albrechts zu freuen.

„Sie sehen, wie es von Gästen wimmelt," sagte sie mit unverkennbarem Stolz; „ich werde mit Begrüßen nicht fertig. Das ist mein Triumph, daß mein ‚Jour' immer so gut besucht ist."

Und schon sprang sie wieder auf, und ihre libellenhafte Gestalt schwebte der Türe zu, die eben neue Besucher einließ. Aber Senta und Hans kamen doch nicht mehr dazu, allein zu sprechen; andere Bekannte gesellten sich zu ihnen und nahmen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Als Senta sich zum Aufbruch anschickte, bat er, sie wieder begleiten zu dürfen.

Es war noch ziemlich früh, und Senta sagte deshalb:

„Sie wollen mich begleiten? Aber Sie würden sich hier mehr amüsieren als in meiner Gesellschaft."

„Ich ziehe das Interessante dem Amüsanten vor," erwiderte er leise, ihr in die Augen sehend.

Sie lächelte etwas spöttisch.

„Nun denn, es wird mir sehr angenehm sein!"

Dann schritten sie wieder zusammen durch die erleuchteten Straßen.

„Also Sie erlauben wirklich, daß ich Sie besuche?" begann er.

„Ich sagte Ihnen ja, es würde mich freuen . . . Ich bin oft sehr allein. Kommen Sie zur Teestunde, um fünf Uhr!"

Ihr freimütig ungezwungenes Wesen entzückte ihn; ein warmes Gefühl von Vertrautheit überschlich ihn. Er begann ihr von sich zu erzählen, und sie erfuhr, daß er der Sohn eines reichen Kaufmanns sei, im Geschäfte des Vaters tätig und viel gereist. Vor einigen Monaten erst war er von einem längern Aufenthalt in Paris zurückgekehrt.

Er verstand es, sehr hübsch von der französischen Hauptstadt zu plaudern und sie mit Berlin zu vergleichen. Die Art, wie er Welt und Menschen schilderte, schien Senta mehr noch als sein Aeußeres seine Jugend zu verraten. Ja, er mußte sehr jung sein! Dieser Gedanke verursachte ihr plötzlich etwas wie Unbehagen. Frauen, die mit jüngern Männern freundschaftlich verkehren, waren ihr immer ein wenig lächerlich erschienen.

„Wie alt sind Sie?" fragte sie ganz unvermittelt.

Die Frage überraschte ihn; er machte ein etwas verblüfftes Gesicht, sodaß sie lachen mußte.

„Verzeihen Sie, Sie sind ja doch keine Frau, die man mit dieser Frage beleidigen würde!"

„Ich bin achtundzwanzig," antwortete er.

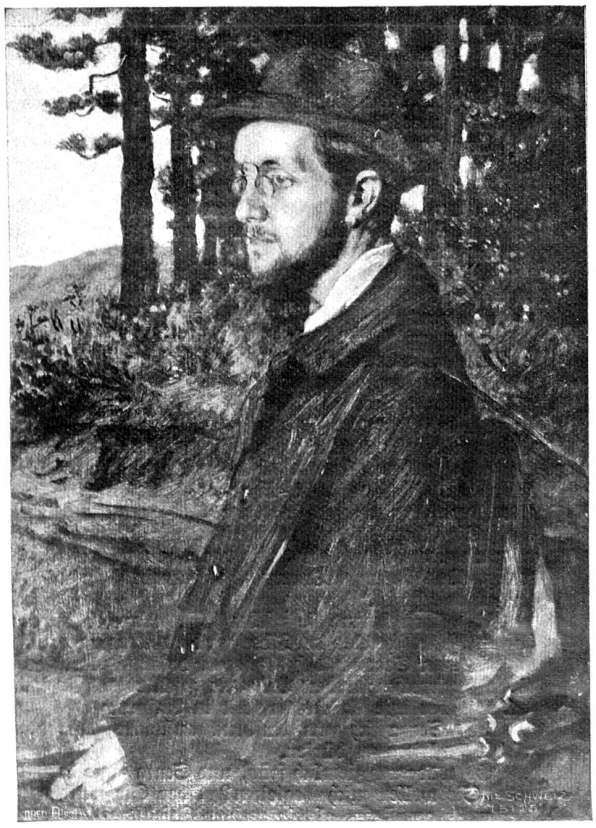
„Wirklich? Ich hielt Sie für jünger."

Er zog die Augenbrauen hinauf.

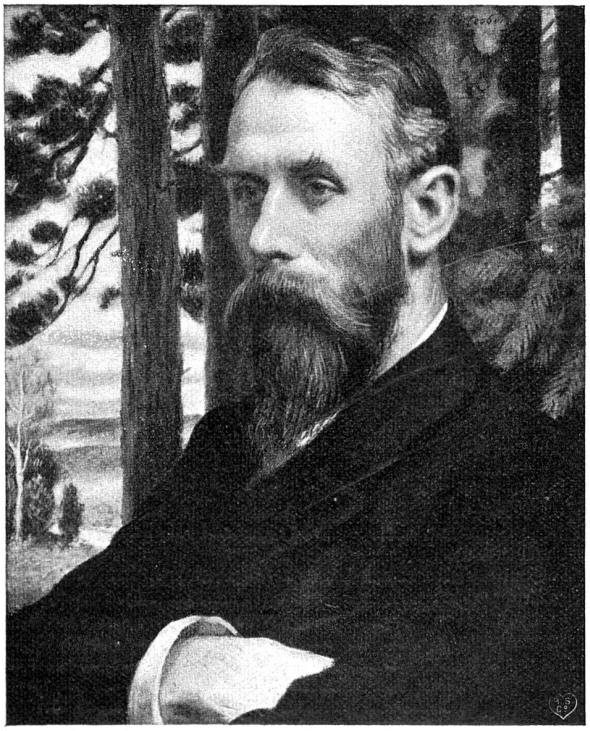
„Kein Kompliment, gnädige Frau! Es ist für einen Mann immer ein fatales Zeichen, wenn man ihn für jünger hält, als er ist."

„O, das kommt doch sehr darauf an. Sie haben soviel frische Lebendigkeit; darum hielt ich Sie für jünger."

„Na, na, mit Achtundzwanzig braucht man eigentlich auch noch nicht greisenhaft ruhig zu sein!"



Männliches Bildnis.
Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.



Jakob Boßhart. Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.

Sie lachte wieder ihr hübsches, gedämpftes Lachen, das ihm so wohl gefiel.

„Nein; aber bedenken Sie, wieviel älter ich scheinen muß als Sie, und doch bin ich um zwei Jahre jünger!"

Er verneigte sich und sagte mit komischem Ernst:

„Ich hatte Sie für jünger gehalten."

Unter fortgesetztem neckischem Geplauder erreichten sie Sentas Wohnung. Heute gab sie ihm die Hand ohne Zögern, und er hielt sie ein Weilchen fest.

„Nun darf ich also in schöner Zuversicht ‚Auf Wiedersehen' sagen?"

„Das hängt von Ihnen ab!" erwiderte sie liebenswürdig.

Ihr kleiner Salon erschien ihr heute behaglich und hübsch, und in vergnügtester Stimmung trällerte sie noch ein Liedchen, während sie sich den ihr unentbehrlichen Tee bereitete.

Dann versuchte sie zu lesen. Aber es war ihr unmöglich, und den Kopf an die weiche Polsterung des Fauteuils lehnend, gab sie sich angenehmen Träumereien hin.

III.

Nach etwa acht Tagen, einer Zeit, die ihm merkwürdig lang erschien, glaubte Hans Albrecht, der Einladung Frau Sentas folgen zu dürfen.

Er klingelte an der Doppeltür ihres Salons, die direkt nach der Treppe führte, und Senta selbst öffnete ihm.

Das hübsche Lächeln, das über ihr Gesicht flog, als sie ihn sah, verriet ihm deutlich, daß sein Besuch nicht ungelegen kam. Trotzdem fühlte er sich etwas befangen, als er ihr allein gegenüberstand in ihrem wohnlichen Gemach; auch Senta empfand eine leichte Verlegenheit. Aber sie kam bald darüber hinweg.

Sie besaß an Stelle kleinstädtischer Prüderie eine große moralische Sicherheit, die eine Art Wall um ihr ganzes Wesen bildete und sie immer als Herrin der Situation erscheinen ließ.

„Sie wohnen reizend!" sagte er, nur um etwas zu sagen, während seine Augen zerstreut über das behagliche kleine Interieur glitten. Er konnte sich nicht gleich fassen. Obwohl er kein Lebemann im schlimmen Sinne war, glaubte er doch die Frauen ziemlich gut zu kennen und war bis jetzt überzeugt gewesen, daß sie alle zu besiegen, zu gewinnen seien, wenn man es verstand, sie zu behandeln. Mit dieser Frau hier war es

anders. Er war in seinem Urteil über sie noch lange nicht sicher.

War sie wirklich eine anständige Frau, die sich über Etikettefragen hinwegsetzte, die in dem Manne nicht nur den Liebhaber, sondern auch den Menschen sah? Oder war sie wie alle andern, eroberungssüchtig, abenteuerlustig?

Auf welchem Punkt würde er mit ihr stehen, wenn er sie wieder verließ?

Er hatte sich diese Fragen schon auf dem ganzen Weg vorgelegt, und sie stiegen ihm jetzt wieder auf, während er mit raschen Blicken ihr Heim musterte, das in Wahrheit so gar nichts von dem Heim einer Extravaganten an sich hatte.

Als er auf einem Tischchen neben andern Büchern einen kleinen Band Schopenhauer liegen sah, stieg ihm der Verdacht auf, sie habe dies Buch in Erwartung seines Besuches hingelegt, um ihm zu imponieren.

„Also, nehmen Sie Platz und machen Sie sich's bequem!" sagte sie mit einem offen gezeigten freudigen Eifer. „Wir wollen recht gemütlich plaudern. Was trinken Sie? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich furchtbar viel Tee trinke, immer Tee. Aber ich kann Ihnen auch Wein kredenzen, wenn Sie ihn vorziehen!"

Er machte eine abwehrende Bewegung.

„Tee, von Ihrer Hand bereitet, wird mir außergewöhnlich gut schmecken, und dann finde ich, daß dieses Getränk ganz unbedingt zu einem Plauderstündchen mit einer schönen Frau gehört."

„Sehen Sie ... Ich glaube, daß wir uns gut verstehen werden!"

Er sah ihr zu, wie sie mit ihren schön geformten weißen Händen die kleine Flamme unter dem Teekessel entzündete und dann ein kleines Tischchen mit Mosaikeinlage in seine Nähe rückte. Neben Tasse und Zuckerschale legte sie, wie selbstverständlich, ein aufgeklapptes Lederetui mit Zigaretten.

„Ah, Sie sind also auch Raucherin!"

„Ja, ab und zu, eigentlich mehr, um den Augen und der Phantasie einen Gefallen zu erweisen als dem Gaumen. Es ist meine Leidenschaft, den Rauchwölkchen nachzublicken und in ihnen allerlei Gebilde herauszusuchen. Ich tue es nicht oft, weil ich fürchte, daß es den Zähnen schadet."

Während sie ihm den Tee einschenkte, sah er am vierten Finger ihrer Rechten die zwei über einander gesteckten Trauringe. Daß sie Witwe war, wußte er; er hatte es bei jener Bekannten, wo er Senta kürzlich getroffen, erfahren. Aber niemand hatte ihm etwas über ihren Gatten zu sagen gewußt.

„Sie wohnten nicht immer in Berlin?" fragte er, um das Gespräch auf ihre Person zu lenken.

„Seit zwei Jahren erst," erwiderte sie, und dann schilderte sie ihm in flüchtigen Zügen ihr bisheriges Leben.

„Ich suchte hier das Alleinsein und habe es auch gefunden; aber nun hab' ich schon wieder genug davon."

„An Geselligkeit wird es Ihnen nicht fehlen, sobald Sie nur wollen!" meinte er.

Sie zuckte die Schultern.

„Nein, das nicht. Aber ich will auch nicht Geselligkeit im landläufigen Sinn. Ich möchte einen Menschen kennen, der mich verstände und den ich auch verstände. Das muß Ihnen als abgedroschene Phrase erscheinen, und doch ist es viel schwerer, Verständnis zu finden, als man meint. Ich habe hier schon eine ganze Anzahl von Bekannten, und wenn ich sie nicht oft sehe, so ist es meine Schuld; aber — sie geben mir nicht, was ich wünsche. Da ist zum Beispiel die Dame, bei der wir uns kürzlich trafen. Sie ist mir lieb, und ich plaudere gerne mit ihr. Wir sprechen uns gegenseitig aus über alles Mögliche, über literarische, soziale und Toilettefragen; wir disputieren ein wenig und unterhalten uns ganz gut; aber — es kommt jedesmal ein Punkt, wo das gegenseitige Verstehen aufhört. Ich sehe förmlich die Mauer, die zwischen ihr und mir emporschießt, und ich fühle, daß ich wieder allein bin. Bis jetzt ist es mir mit allen Menschen so ergangen. Oft habe ich versucht, dies Gefühl für eine Ueberspanntheit zu halten, zu überwinden; aber es gelang mir nicht. Vielleicht muß es so sein, daß der Mensch im tiefsten Innern immer mit sich allein bleibt ... Ich weiß es nicht ..."

Hans Trog. Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.

Sie hatte sich eine Zigarette angezündet und lehnte sich nun im Stuhl zurück, um den Rauchringeln nachzublicken.

Er sah sie mit intensivem Interesse an und fand sie in diesem Augenblick sehr schön.

„Ich habe dies Gefühl innerlichen Alleinseins, wie Sie es beschreiben, nie oder doch nur selten erfahren; das kommt wohl daher, daß ich heute noch das Glück genieße, mit meiner Mutter zusammenzuleben. Auch bin ich jedenfalls nicht so ernst und zum Nachdenken geneigt, wie Sie, gnädige Frau; aber ich verstehe Sie wohl, ja, Sie können mir glauben, daß ich Sie verstehe, und es wäre für mich höchste Befriedigung, wenn ich denken könnte, daß Sie in meiner Gegenwart aufhörten, sich allein zu fühlen."

Er sagte es in einem sehr warmen, kameradschaftlichen Ton. Sie blickte ihn an, und ihre Augen tauchten minutenlang in die seinen. Es war, als grüßten sich ihre zwei verwandten Seelen.

Etwas Seltsames durchzuckte Senta, etwas Nieempfundenes.

Lange konnte sie kein Wort mehr finden. Eine ihr lächerlich erscheinende Rührung wollte sie überkommen. Da sprang sie auf.

„Wir sind zu ernst für ein erstes Plauderstündchen! Dem muß ich abhelfen!" Und sie brachte Gläser und eine Flasche Asti spumante. Er mußte sie aufmachen, obwohl er sich zuerst widersetzte.

Dann, als der Wein in den Kelchen perlte, trank sie ihm mit einem reizenden Lächeln zu:

„Auf unsere Freundschaft!"

Hell klangen die Gläser aneinander; das kalte, prickelnde Getränk tat seine Wirkung. Sie wurden beide sehr heiter. Senta schenkte zum zweiten und dritten Mal ein. Hans Albrecht fühlte, daß ihm der Kopf heiß wurde, nicht von den paar Gläsern Asti, wohl aber von dem traulichen Tête-à-tête mit der lieblichen Frau in dem von gedämpftem Licht erhellten Salon.

Männliches Bildnis.
Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.

„Es ist Zeit, daß ich mich verabschiede," sagte er, indem er sich erhob; „lassen Sie uns noch austrinken!" Und er setzte sein Glas an die Lippen und leerte es bis zum letzten Tropfen. Sie aber sagte ruhig:

„Ich trinke niemals aus."

„Warum nicht?" fragte er mit einigem Staunen.

„Ich weiß selbst nicht; ich finde, daß die Neige immer schlecht schmeckt."

„Halten Sie das überhaupt so ... Auch mit dem Becher der Liebe?"

Ganz unüberlegt hatte er gefragt; gleich darauf schämte er sich auch der Frage. Sie aber antwortete mit der ihr eigenen unantastbaren Sicherheit:

„Ja, ich habe auch da gefunden, daß die Neige schlecht schmeckt."

Er konnte sich nicht enthalten, ihr daraufhin prüfend ins Gesicht zu sehen. Dies Gesicht war ruhig wie vorher, und ihre Augen begegneten den seinen ohne das geringste Wimperzucken.

Er wollte noch etwas sagen, unterließ es dann aber.

Als er ihr die Hand zum Lebewohl reichte, fragte er:

„Wann werd' ich Sie wiedersehen?"

„Vielleicht auf dem Jour bei Frau von Senden!"

„Werden Sie dort sein?"

„Vielleicht, wahrscheinlich!" und als sie seinen fast bittenden Blick sah, fügte sie bei: „Sicher!"

„Ich danke Ihnen!"

Als er die Straße hinabschritt, hatte er ein peinliches Gefühl. Schon dreimal hatte er diese Frau gesehen und wurde nicht klug aus ihr. Daß sie eine ungewöhnliche Frau sei, war klar. Aber war auch alles echt an ihr?

Er hatte bis jetzt niemals an das Märchen von der Freundschaft zwischen Mann und Frau geglaubt. Sollte Senta wirklich nichts anderes wollen als diese Freundschaft? Es schien so, und er mußte sich gestehen, daß ihm diese Ueberzeugung eigentlich keinen Spaß machte; denn er selbst — es war nicht zu leugnen — war ganz einfach verliebt in sie. Vielleicht nicht auf lange; aber immerhin verletzte es ihn, sich sagen zu müssen, daß sie seine schon recht feurig entwickelten Gefühle nur mit den lauwarmen der Freundschaft erwidern wollte.

Dann aber, wenn er ernstlich darüber nachdachte, wußte er wohl, daß diese Freundschaft unendlich mehr bedeutete, als die Verliebtheit anderer junger Damen. Eine gewisse Feiertagsstimmung griff Platz in ihm; er hatte das Gefühl, einem Feste entgegenzugehen, und als ihn seine Mutter, eine vornehme Matrone, an diesem Abend fragte: „Was ist mit dir, mein Junge, daß du so verträumt bist?" da erwiderte er mit kindlichem Lächeln:

„Ich habe die Fee Wunderhold getroffen, Mama!"

„Du Tor, du lieber Tor!" sagte sie, indem sie ihm zärtlich durch das volle Haar strich.

IV.

Hans Albrecht trank am andern Tag seinen Kaffee in der „Austria" in Gesellschaft seiner Freunde. Unter diesen fiel besonders einer auf, ein großer, breitschultriger Mann mit dunkelm frappantem Kopf und sehr gebräuntem Gesicht, das von kurzgeschnittenem Bart eingerahmt war und aus dem ein paar brennende Augen dämonisch hervorleuchteten. Seine Erscheinung hatte etwas Biblisches. Er wurde auch unter den Freunden nur „Der Apostel" genannt, obwohl er mehr von Saulus als von Paulus hatte.

Außerdem waren ein junger Jurist mit blasiertem Gesichtsausdruck und zwei Offiziere da, echt germanische Typen mit langen blonden Schnurrbärten und hellen Augen.

Als Hans an den Tisch trat, wurde er mit großer Herzlichkeit aufgenommen; er hatte sich längere Zeit nicht blicken lassen und war unangenehm vermißt worden.

„Wo treibst du dich herum, alter Junge?" rief der Apostel. „Neue Liebschaft, was?"

Hans lächelte und strich sich den Schnurrbart. Ein heimlich süßes Gefühl durchströmte ihn. Aber er schüttelte den Kopf.

„Nein, ihr wißt doch, daß ich in dieser Beziehung hinter euch zurückstehe. Meine Gesundheit gestattet mir nur zweimal im Jahr eine nicht allzulang währende Liebelei."

Die andern lachten. Einer der Offiziere rief:

„Oho, seht den Scheinheiligen! Er hält seine Herzensaffären bloß geheim, weil er meint, die Sache verliere ihren Zauber, wenn man davon spricht!"

„Tut sie auch," meinte Hans; „aber für euch ausgekochte Lebemänner existiert überhaupt kein Liebeszauber mehr."

Der Jurist schwang sich zu einem spöttischen Lächeln auf.

„Sag' vielmehr, es existieren keine Weiber mehr, die einem so was wie Liebeszauber zu erwecken imstande wären!"

„Ah, du täuschest dich!" sagte Hans selbstvergessen, sich zurücklehnend. Und während er dem Rauche seiner Zigarette nachblickte, war es ihm, als sehe er in den leicht dahinschwebenden Wölkchen das Gesicht Sentas.

Die Kameraden sahen ihn alle auf einmal an.

„Er hat was!" flüsterte der eine Offizier dem andern zu; der Apostel aber sagte mit einem komischen Seufzer:

„Du bist ein beneidenswerter Kerl, Hans, daß du dir immer wieder Illusionen machen kannst."

„Schäm dich, Apostel!" meinte der Jurist. „Sind wir nicht alt genug, um den Blödsinn hinter uns zu haben?"

Der Apostel sah den Sprechenden von der Seite an, dehnte sich, daß die breite Brust hervortrat, und die Arme mit geballten Fäusten von sich streckend, sagte er mit selbstgefälligem Lächeln:

„Ich bin nicht alt ... Frag' nur die schöne Frau W—, ob sie mich alt findet!"

Hans Albrecht sah ihn an und stellte sich die Frage: „Würde dieser Mann Senta imponieren?" Daß er sich darauf keine Antwort wußte, bewies ihm aufs neue, wie wenig er die junge Frau noch kannte.

Der Kellner brachte einen Stoß Zeitungen. Die Offiziere griffen nach den Tagesblättern, der Apostel, welcher Kapellmeister und Komponist war, nach einer Musikzeitung, während der Jurist nachlässig die „Lustigen Blätter" durchflog.

Hans Albrecht griff mechanisch auch nach einer der illustrierten Zeitungen. Aber er konnte seine Aufmerksamkeit nicht darauf konzentrieren. Seine Gedanken wanderten immer wieder zurück in den traulichen Salon zu der anmutigen Frau, die ohne alles Raffinement und ohne Koketterie es verstanden, sich in seine Gedankenwelt so sehr einzudrängen, daß er alles andere als uninteressant und unwichtig empfand. Dies Gefühl war ihm neu. Er war schon mehrmals leidenschaftlich verliebt gewesen; aber jedesmal war die Flamme gleich hell aufgeschlagen, hatte brennendes Verlangen in ihm entfacht, um in Nichts zusammenzusinken, wenn sein Verlangen gestillt war. Diesmal

war es ganz anders. Ein weiches Sehnen war in ihm, ein Sehnen, nur bei ihr zu sein, weiter nichts. Er dachte des Wortes: „Lieben heißt sich nötig haben", und es schien ihm, als habe er Senta nötig, und es war ihm unmöglich, sie sich wieder hinwegzudenken aus seinem Leben.

Eine ganze Weile waren sie alle in ihre Lektüre vertieft. Hans Albrecht wurde die Café-Atmosphäre, das stille Vorsichhinbrüten plötzlich unerträglich.

„Zahlen!" rief er laut in das Hin und Her der Platz suchenden und sich entfernenden Leute.

„Du willst schon fort?" fragten die andern.

„Ja, mir scheint die Luft hier heute fürchterlich."

„Aha, er hat ein Rendez-vous!"

„Ich begleite dich," rief der Apostel.

Als die beiden nachher über die Potsdamerbrücke gingen, kam ihnen Senta entgegen.

Es gab Hans einen Schlag. Gespannt blickte er sie an. Sie hatte die Augen nach der Spree gewendet. Er fürchtete schon, sie würde vorübergehen, ohne ihn zu sehen, und doch freute er sich so sehr, ihren Augen zu begegnen.

Im letzten Moment traf ihn ihr Blick. Er zog den Hut mit dem Eifer und der Vehemenz eines Gymnasiasten. Sie neigte das Haupt ein wenig und lächelte ihn an. Dann glitt ihr Blick flüchtig über seinen Begleiter. Hans sah das, und es berührte ihn unangenehm. Er hatte das Gefühl, neben dem stattlichen und frappanten Aeußern des Gefährten eine schlechte Figur zu machen, und er ärgerte sich, daß er sie gerade in seiner Begleitung hatte treffen müssen.

Der Apostel, der mit einer ihm eigenen, nonchalanten Manier den Hut gelüftet hatte, fragte nun:

„Wer war das?"

„O, eine Dame, die ich kürzlich mal auf einem Jour kennen lernte!"

„Zu schlank!"

Das war die ganze Kritik des Apostels. Er liebte die Frauen, die unter den Berliner Schönheiten die überwiegenden sind, die hochgewachsenen mit vollem Busen und breiten Hüften. Er hätte Senta, wenn sein Freund sie nicht begrüßt hätte, gar nicht beachtet.

Nun begann er von seinem neuesten Werk zu sprechen. Er arbeite an einer Oper. Die Idee davon hatte er Hans bereits mehrmals aufgerollt. Ueber Aenderungen in der Ausführung holte er sich oft seinen Rat; denn Hans galt für einen geschmackvollen Musik- und Theaterkenner. Er besuchte fast alle Premieren, und sein Urteil war meistens treffend und von Voreingenommenheit frei.

Sonst hörte er den Erläuterungen des Freundes mit Interesse zu und hielt auch mit seiner Meinung nicht zurück; heute aber war er zerstreut, und es passierte ihm, daß er auf mehrere Fragen gar nicht antwortete.

Der Apostel blieb stehen und sah ihm ins Gesicht.

„Was ist dir? Steckt dir wirklich ein Weib im Kopf? Vielleicht die Schlanke, die uns eben über den Weg lief?"

„Ach, Unsinn!" sagte Hans ärgerlich. „Ich denke gar nicht an ein Weib. Ich habe meine geschäftlichen Sorgen, und du meinst, die ganze Welt drehe sich um deine Oper."

„Nanu, mein lieber Freund, du wirst ja sogar grob, die Sache muß ernst sein! Auf Wiedersehen bei besserer Laune!"

Er schlug dem Freund leicht auf die Schulter und ging allein weiter.

Hans kehrte um und schritt wieder die Potsdamerstraße hinauf; er hatte das Bedürfnis, noch ein wenig zu bummeln, ehe er in sein Büreau ging. Aber die Normaluhr auf der Potsdamerbrücke zeigte bereits vier Uhr, er durfte also nicht länger zögern; denn sein Vater war ein pflichtgetreuer Mann, der es nicht liebte, seinen Sohn die Tage verschlendern zu sehen. Ein paar Stunden vor- und nachmittags mußte Hans sich im Geschäft einfinden, wo er als erster Angestellter einen Gehalt von sechstausend Mark bezog. Später sollte er Inhaber werden; aber vorläufig fühlte sich der Alte noch zu rüstig, um sich zur Ruhe zu setzen, und Hans überließ nur zu gern die Verantwortung noch eine Weile den bewährten Schultern.

Bis jetzt war es seine Absicht gewesen, noch auf einige Jahre nach Montevideo zu gehen, wo ein Zweiggeschäft unter der Leitung eines entfernten Verwandten existierte. Als er heute einen Brief dorthin adressierte, dachte er an diesen seinen Lieblingsplan, und es überlief ihn seltsam. Den kaum begonnenen Verkehr mit Senta schon wieder abzubrechen, vielleicht für immer, wäre ihm sehr schmerzlich gewesen. Erst mußte sich sein Verhältnis zu ihr irgendwie abgeklärt haben, er mußte es ausgekostet haben; denn daß es des Auskostens wert sein würde, wußte er schon zu gut. Plötzlich fielen ihm ihre Worte ein „Ich trinke nie aus" und dann ihr „Ja" auf die Frage, ob sie es überhaupt so halte. Sie schien doch ganz anders zu sein als alle Frauen, die er bisher gekannt .... Tausend Fragen stiegen in ihm empor, die er ihr stellen wollte, und er konnte den Augenblick nicht erwarten, wo er sie wieder sehen würde.

V.

Er konnte es nicht erwarten, und die Zeit bis zu Frau von Sendens Empfangstag währte ihm zu lang.

So suchte er sie eines Tages ganz einfach wieder auf.

Etwas verlegen und wie ein armer Sünder stand er vor der Tür.

„Darf ich?" fragte er, als sie ihm öffnete. Sie streckte ihm freimütig die Hand hin und hieß ihn eintreten; aber er fand sie zu seiner unangenehmen Ueberraschung nicht allein.

Frau von Senden und noch eine andere Dame waren da. Die erstere lächelte etwas spöttisch, als sie Hans Albrecht eintreten sah, und sagte dann mit unschuldigem Augenaufschlag:

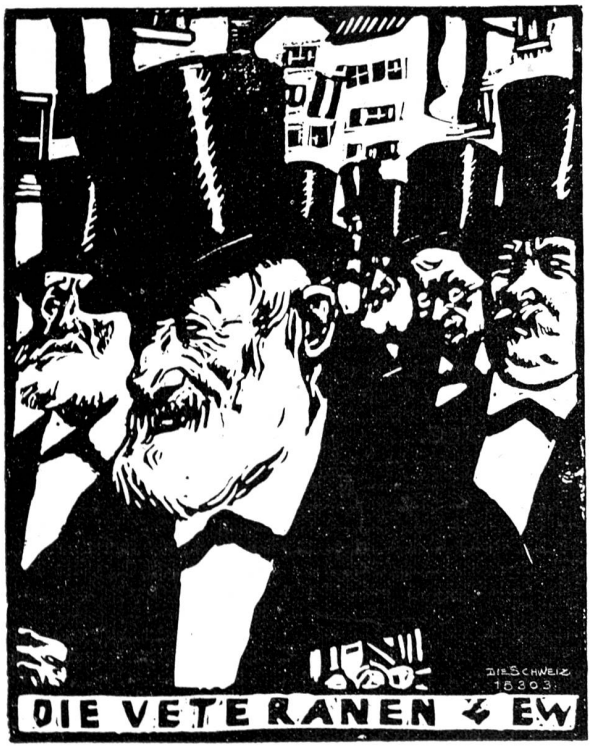
„Haben Sie sich auch einen Jour eingerichtet, liebe Senta, und sollte ich es zufällig dazu getroffen haben?"

„O nein; dazu fehlt es mir an Räumlichkeiten und mehr noch an guten Bekannten. Es ist ein Zufall, daß ich heut soviel Besuch habe; nachher bin ich wieder wochenlang ganz allein."

Frau von Senden kannte Hans Albrecht schon lange und hatte vor kurzem in ihrem eigenen Salon die Vermutung bei sich aufgestellt, daß Senta es ihm angetan haben könnte. Nun sah sie sich in dieser Vermutung bestärkt, und so lieb ihr die junge Witwe war, so konnte sie es doch nicht unterlassen, hie und da im Gespräch so ganz harmlos eine kleine anzügliche Neckerei fallen zu lassen. Senta schien es gar nicht zu merken, Hans aber empfand es mit Unbehagen. Er vertiefte sich mit Ostentation in ein Gespräch mit der andern Dame, einer unschönen, aber liebenswürdigen Engländerin, mit der er sich über London unterhielt, wo er mehrere Jahre zugebracht.

Frau von Senden war eine kleine pikante Schönheit, die

Mädchenbildnis. Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.



Die Veteranen.
Nach dem Original-Holzschnitt von Ernst Würtenberger, Zürich.

„Zahweh".
Nach dem Original-Holzschnitt von Ernst Würtenberger, Zürich.

es Hans eigentlich nicht recht verzeihen konnte, daß er an ihren Reizen bis jetzt unberührt vorübergegangen war, um sich jetzt so schnell in die viel kühlere Freundin zu verlieben.

Der heimliche Aerger hierüber machte sie noch unruhiger, als sie sonst schon war. Sie blieb keine fünf Minuten auf ihrem Platz sitzen, sondern sprang immer wieder auf, im Salon hin- und hergehend, da ein Bild an der Wand, dort einen Nippesgegenstand bewundernd.

Plötzlich nahm sie ein kleines Buch in die Hand.

„Wie, Senta, Sie lesen Schopenhauer?"

„Gewiß," erwiderte Senta; „es tut mir wohl, so vieles, was ich nur unklar empfunden, in ganz einfachen und verblüffend verständlichen Worten zu lesen."

„Wie," rief die Engländerin, „Sie lesen Schopenhauer, diesen alten verbohrten Weiberfeind? Gnädigste Frau, Sie beleidigen dadurch unser ganzes Geschlecht!"

Sentas Gesicht überzog ein hochmütig verächtlicher Ausdruck.

„Vielleicht hat er uns Frauen zu einseitig beurteilt, aber in vielem hat er recht."

Die Engländerin begann sich zu erregen.

„Er hat uns lächerlich gemacht, und Sie nehmen ihn noch in Schutz!"

„In Schutz nehmen?" lächelte Senta. „Das hat er wohl kaum nötig. Wenn er uns Frauen auch gering achtete, ganz abgesehen davon, alles andere, was er sagt, ist schöne klare Wahrheit, so klar, wie Sie sie sonst nirgends finden!"

„Ich habe einen schönen Trost für den Weiberhaß des alten griesgrämigen Philosophen," rief Frau von Senden; „ich sage mir einfach: er hat mich ja nicht gekannt!"

Damit drehte sie sich lachend um sich selbst und warf sich einen koketten Blick in den Spiegel zu.

Die andern stimmten in ihr Lachen ein, und man ließ den Disput fallen, um zu den leichten Tagesfragen überzugehen. Die beiden Damen verabschiedeten sich bald. Frau von Senden umarmte Senta stürmisch.

„Also Sie kommen bestimmt am Donnerstag, liebe Freundin!"

Dann rauschten sie hinaus.

Hans blieb noch.

„Zürnen Sie mir?" fragte er, als er mit Senta allein war.

„Warum?"

„Daß ich die Damen nicht begleitete . . . Eigentlich hätte ich nicht zurückbleiben dürfen . . ."

„Aber im Gegenteil," rief sie freimütig-herzlich; „ich habe ja noch kein Wort mit Ihnen gesprochen . . . Dies Geschwätz zu vieren, das ist gar nichts, das bleibt immer Geschwätz; ein richtiger Gedankenaustausch kommt nur zustande, wo zwei zusammen sind."

Er umfaßte ihre ganze Gestalt mit einem zärtlichen Blick.

„Sie denken nicht daran, daß Frau von Senden mein Hierbleiben zu ihren kleinen spitzen Neckereien ausbeuten wird, wie sie es hier schon getan?"

Senta zuckte die Schultern.

„Was schadet das! Unter Freundinnen ist das so Sitte. Mag sie ihr spitziges Zünglein nur spielen lassen!"

Er sah sie ernsthaft an.

„Wenn sie es aber auch bei andern tut, wo Sie nicht zugegen sind?"

„Sie meinen, wenn sie über mich klatscht? Geniert Sie das? Mich nicht. Wie die Menschen im allgemeinen über mich denken, ist mir ziemlich gleichgültig; denn, wenn ich sie nicht so sehr bemitleiden würde, würde ich sie verachten."

„Ist das Ihr Ernst?" fragte er.

Sie nickte.

„Gewiß. Das Schicksal müßte mich denn ummodeln, was es auch manchmal mit den Menschen tut."

„Sie scheinen aber so in sich selbst gefestigt zu sein, daß ich mir eine wesentliche Aenderung in Ihnen nicht denken kann."

„Ich auch nicht; aber, wie gesagt: Wer weiß denn, was das Leben tut?"

In Hans Albrechts Kopf drängten sich die Fragen, die er ihr hatte stellen wollen und für die er keine Worte fand. Zerstreut nahm er aus einer sezessionistischen Schale eine goldgeränderte Karte. Es war eine Einladung zu einem Ball, die auch er erhalten hatte.

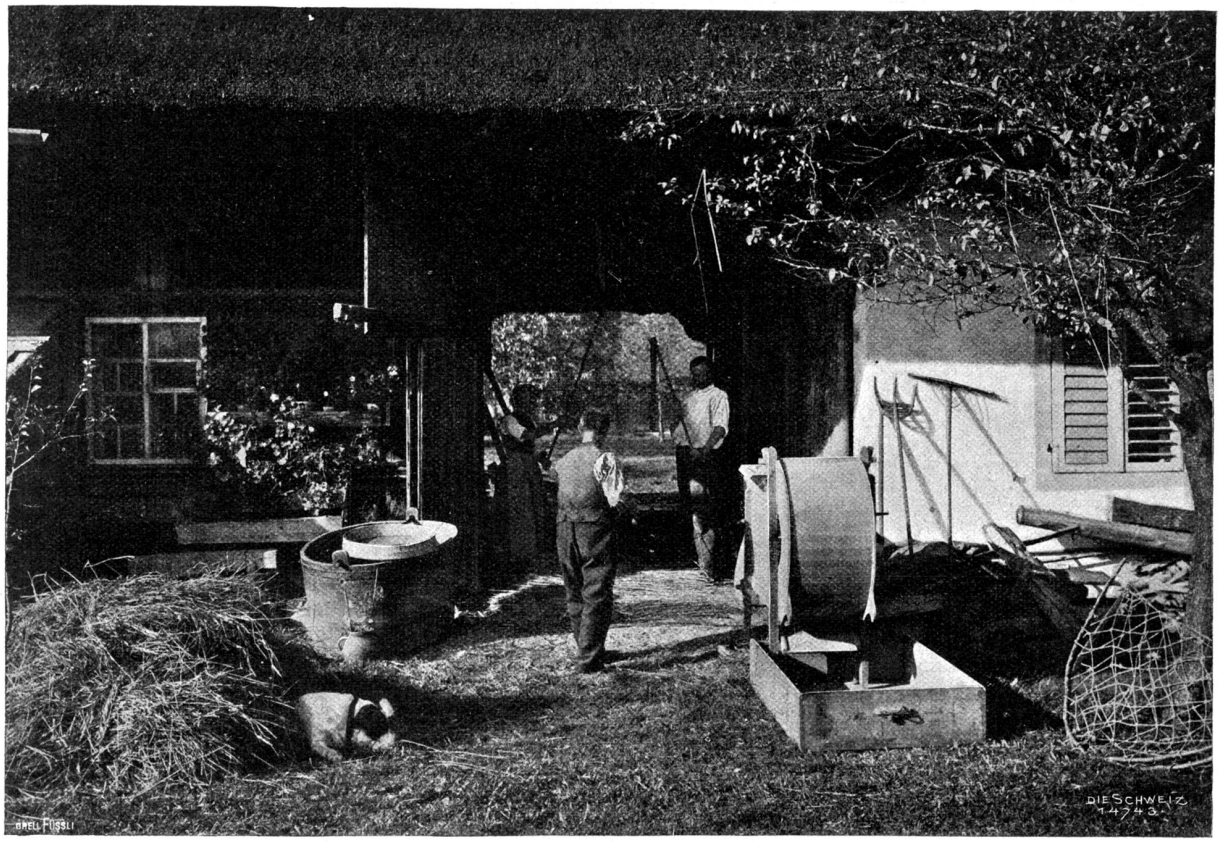
„Werden Sie diesen Ball besuchen?" fragte er lebhaft.

„Vielleicht."

„Sie würden dort meinen Freund kennen lernen, den Kapellmeister Paulsen. Vielleicht erinnern Sie sich . . . Er war kürzlich in meiner Gesellschaft, als wir uns auf der Brücke trafen?"

Der Gärtner.

Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.



Dreschen (in Gösgen, Kt. Solothurn). Phot. Dr. C. Jaeger, Aarau; Verlag Gebr. Wehrli, Kilchberg.

„Ach ja, der große Herr mit dem orientalischen Typus?"

„Wir nennen ihn den Apostel."

„So? Eine gute Benennung, er hat so was!"

„Würde es Sie reizen, seine Bekanntschaft zu machen?" fragte Hans.

„Reizen? Das gerade nicht; aber wenn sich die Gelegenheit böte, würde es mich wohl interessieren."

Also sie war nicht wie soviel andere Frauen schon durch den bloßen Anblick Waldemar Paulsens bezaubert. Das erfüllte Hans fast mit Dankbarkeit gegen sie.

Das Wasser in der Teemaschine begann sein leises eintöniges Lied. Senta zündete die Lampe an und ließ die schweren Gardinen an den Fenstern zufallen.

Hans ruhte in einem bequemen Stuhl, ein Bein über das andere geschlagen — soviel Freiheit nahm er sich schon — und rauchte. Wie wohl und behaglich fühlte er sich hier! Plötzlich kam ihm der Gedanke: Wenn er mit Senta verheiratet wäre? Genau so wäre dann die Situation, nur daß er wohl, als sie nun neben ihm am Teetischchen stehend die Tassen voll schenkte, den Arm um sie legen und sie sanft zu sich heranziehen würde.

„Meine Senta!" würde er sagen. Er stellte sich dies so deutlich vor und sagte innerlich so inbrünstig: „Meine Senta!" daß es ihm beinahe laut über die Lippen gerollt wäre.

Ein warmes Glücksgefühl überströmte ihn. Das konnte ja alles so werden. Seine Mutter wünschte ihm längst eine Frau. Er war alt genug, reich genug, es gab gar kein Hindernis. Er konnte sie jetzt — jetzt gleich fragen, wenn er wollte — — Aber, was würde sie antworten?

„Sie sind so schweigsam?" fragte sie plötzlich. „Was denken Sie?"

„Ich denke an Sie!"

„Na ja," meinte sie lächelnd, „etwas anderes dürfen Sie als galanter Mann gar nicht sagen!"

Sie verstand es bald, das Gespräch so lebhaft in Gang zu bringen, daß er die Brücke zu den eben gehegten ernsten Gedanken nicht mehr fand.

Als nun die Rokokouhr sechs silberne Schläge tat, sagte sie mit einem ihr manchmal eigenen kindlich-bittenden Lächeln:

„Darf ich Sie nun fortschicken? Ich habe nämlich ein Billet für das Schauspielhaus, und es wird Zeit, daß ich mich umziehe."

Er sprang auf.

„O, Verzeihung!"

Nachher fühlte er sich sehr elend. Es schien ihm ganz sicher, daß sie ihn nicht liebte. Sie behandelte ihn eigentlich wie einen kleinen Jungen; er war ihr nur ein Gesellschafter für einsame Stunden, weiter nichts.

Das Herz war ihm sehr schwer, und er hatte Lust zu weinen wie ein Kind. Ja, das war wohl die Liebe!

(Fortsetzung folgt).

Rösi

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Franz Odermatt, Stans.

I.

Auf dem See schwamm die Sonne. Es war wie das Lächeln in einem mürrischen Gesicht; denn die Berge, die schattenseits aus dem goldflüssigen Gewässer tauchten, und die zwei Dörfer am Ufer, die dem Landschaftsbild so gut standen wie schneeweiße Zahnreihen in einem Gesicht, waren von der Sonne noch nicht beschienen. Der im Schatten starrende, von weitem schwermütig zu schauende Tannenforst gab in dieser